

Das Coming-out unterm Weihnachtsbaum

Die Arbeit als homosexueller Coach mit gleichgeschlechtlich Liebenden

Jochen Bickert

„Ohne Wurzeln keine Flügel“ – diese von Goethe abgeleitete Überzeugung vieler Aufsteller ist für Menschen der LGBTQ (Lesbian-Gay-Bisexual-Transgender-Queer-)Gemeinde eher Drohung als Heil bringende Verheißung. Hat man doch schon in früher Jugend, spätestens in der Findungsphase des Coming-outs, das bei vielen in die ohnehin verwirrende Zeit der Pubertät fällt, gerade die Wurzeln der eigenen Familie eher als Fallstricke denn als nährnde Quelle erfahren müssen. Bert Hellinger hat immer wieder formuliert, wie stark das Sichentfernen von der eigenen Familie und ihren Normen als dem Sterben gleichgesetzt empfunden wird. LGBTQ-KlientInnen sind daher oft früh mehr oder weniger traumatisiert, haben oft frühe Erfahrungen des konkreten Ausschlusses von der Familie hinter sich, nachdem sie ihr Anderssein öffentlich formuliert haben. Oder sie haben sich still, ohne gesetztes Coming-out, dem Zugriff der Familie immer weiter entzogen, um sich anderswo in der Szene eine eigene Familie aus gleich gesinnten und ähnlich lebenden und liebenden FreundInnen aufzubauen, die auch im gängigen Szenesprachgebrauch als „Familie“ bezeichnet wird. Wenn ich als systemischer Coach dann einfordere, zur Problemlösung auf die biologische Familie zu schauen, wird dem häufig eher mit Misstrauen, Abwehr, Angst begegnet.

Die Angst, sich einer als sehr heterosexuell normierten Methode zu stellen und in sie hineingezwängt zu werden, auch, sich in einer gemeinsamen Gruppe mit Heterosexuellen zu zeigen mit den vermeintlich „ganz anders“ gelagerten eigenen Problemen, in denen vielleicht als Lösungsergebnis verlangt werden könnte, sich vom eigenen, oft hart erkämpften homosexuellen Leben zu verabschieden – dies sind die Ängste, denen ich als Aufsteller immer wieder begegne.

Das beginnt schon bei der Vermittlung der Methode in Vorträgen. Die häufig gestellte Frage von LGBTQ-ZuhörerInnen, ob ich „nach Hellinger“ arbeite, hat oft eine aggressive Ladung. Die biografische Station Hellingers als Leiter einer Missionsschule in Afrika und seine als idealisiert empfundene Vorstellung der heterosexuellen Kleinfamilie triggert, bei vielen (besonders den christlich aufgewachsenen) LGBTQ-Menschen eigene oder angelesene Erfahrungen mit „Heilungsversuchen“ (sogenannte „Konversions-“ oder, noch schlimmer, „Reparativtherapien“), die von kirchlichen Gruppen und Therapeuten mit vorsintflutlichen Heilsversprechen angeboten werden.

Hellinger hat sich 1999 in seinem Buch „Wie Liebe gelingt“ sehr deutlich zur (männlichen) Homosexualität geäußert. Aus seiner therapeutischen Arbeit abgeleitet, stellt er zum einen die Grundthese auf, dass Homosexualität aus einer systemischen Verstrickung entsteht und nicht aus einer genetischen Veranlagung. Damit formuliert er eine

Position, über die sich auch Wissenschaftler seit Jahrzehnten streiten und bislang zu keinem abschließenden Ergebnis gekommen sind.

Auf den Erfahrungen seiner Aufstellungsarbeit fußend stellt Hellinger drei systemische Bedingungen für Homosexualität fest:

1. Jemand muss in einer Familie eine Frau vertreten, weil dafür kein Mädchen zur Verfügung steht. Dies führt zu einer Verwirrung in der geschlechtlichen Identität.
2. Jemand muss einen Ausgestoßenen vertreten, der verteuelt wurde.
3. Jemand darf aus dem Bannkreis der Mütter und der Frauen nicht ausbrechen und kann nicht zu seinem Vater.

Weiter sagt Hellinger, dass „meiner Erfahrung nach die Homosexualität in der Regel nicht reversibel ist. Vor allem bei Männern. Bei Frauen ist sie meiner Beobachtung nach eher reversibel“.

Für Homosexuelle liest sich diese Aussage mehr als zwiespältig: Das erste Aufatmen bei „nicht reversibel“ wird sofort eingeschränkt durch die Worte „in der Regel“ und dann noch geschlechtsabhängig relativiert! Es ist verständlich, wenn sich der letzte Satz für eine Lesbe liest wie die Stammtischzote: „Die muss nur mal richtig rangenommen werden, dann klappt das schon mit den Männern.“

Wer Hellingers Wortwahl allerdings gewohnt ist, dem erscheint es nicht als Paradox, dass er den Passus endet mit: „Bei homosexuellen Paaren entsteht oft eine sehr tiefe, persönliche Liebe. Das muss man sehen und das muss man achten. Wenn ein homosexueller Mann oder eine homosexuelle Frau ihr Schicksal anerkennen, können sie ihre Homosexualität mit Würde nehmen und mit Würde dazu stehen. Auch wenn sie es als ein schweres Schicksal erkennen. Doch beziehen die homosexuellen Männer und Frauen, wenn sie zu diesem Schicksal stehen, aus ihm auch eine besondere Kraft.“

Ich denke, es ist zu errahnen, in welchem Spannungsfeld ich mich als schwuler Coach mit der Vermittlung der Aufstellungsmethode in der LGBTQ-Gemeinde befinde und der Abgrenzung von Hellingers Regelwerk und Sprachduktus.

Die Scham vor 41 Augenpaaren

Auch meine persönlich erste Erfahrung mit Aufstellungsarbeit war eigentlich eine abschreckende für mich als schwuler Mann. Ich war 30 Jahre alt, sehr gut in der schwulen Community sozialisiert und durch meine Bühnenarbeit auch in der „Heterowelt“ als offen schwuler Künstler bekannt. Will sagen: Ich war es über das normale Maß gewohnt, angeschaut und beurteilt zu werden. Ich hörte von einer guten Freundin von Dietrich Weth, der seit 1993 Aufstellungen angeboten hatte. An diesem Wochenende im Winter 1998 waren es 40 Teilnehmer im Seminarraum in Frankfurt und ich dabei der einzige (offen) schwule Mann. Als die Reihe an mir war und ich mich für meine Aufstellung neben Dietrich setzte, betrachtete er mich ausführlich, lächelte und sprach nach etwa einer Minute seinen ersten Satz nicht zu mir, sondern über mich, mit Blick in die Runde: „Was seht ihr?“ Schweigen. „Zu 80% Identifikation mit der Mutter.“ – Es passierten zwei, meines Erachtens für schwule Männer allgemein, sehr typische

Dinge bei mir: Als Erstes eine innere Abwehr, die sich in vermeintlicher (Selbst-)Ironie äußert, die aber eigentlich eine übernommene Abwertung ist. Ich dachte: „Ach, und das ist jetzt ‘ne große Kunst? Einen schwulen Mann anzuschauen und die starken weiblichen Anteile zu sehen?“ Aber ich habe diese Sätze nur gedacht – sie laut zu sagen, habe ich mich nicht getraut. Denn das fast noch schwerer in diesem Moment Wiegende war die Scham. Die Scham, von 41 fremden Augenpaaren angeguckt zu werden als Mann, der mal wieder nicht als „echter“ Mann in der heterosexuellen Welt wahrgenommen wird.

Dies sind Erfahrungen, die verständlicherweise kein schwuler Mann, keine lesbische Frau, kein Transgender und auch sonst niemand machen möchte. Und in dieser Form auch nicht erleben sollte.

Ich habe mich dann aber doch Dietrich als Aufsteller anvertraut, trotz des holprigen Starts, der bei Dietrich auch immer eine bewusst gesetzte Herausforderung war, und ich bin froh, diese Herausforderung angenommen zu haben. Die erste Aufstellung meines Lebens war tatsächlich eine sehr gute Arbeit mit der Stellvertreterin meiner Mutter, die mich sehr entlastet hat.

Noch bedeutsamer war dann die zweite Aufstellung unter seiner Leitung: Da stellte er mich direkt einem Stellvertreter meines gerade verstorbenen und von mir (auch in Treue zur Mutter) sehr abgelehnten Vaters gegenüber, zu dem ich seit meinem dritten Lebensjahr kaum, und wenn, dann sehr verletzenden Kontakt hatte. Ich bin damals als erste Reaktion rückwärts bis an die gegenüberliegende Wand gelaufen, um dann in den nächsten zwanzig Minuten unter heftigen Weinkrämpfen den gesamten Weg zurück zu ihm und in seine Arme zu finden. Nur über die Aufstellungsarbeit habe ich eine derart tiefe Versöhnung mit meinem Vater und den lange in mir abgelehnten männlichen Anteilen gefunden. Dietrich Weth wurde zu einem meiner wichtigsten Lehrer.

Diese Begegnung mit dem Vater wiederholte sich ebenso eindringlich in einer Aufstellung, die ich bei einem der ersten offen schwulen Therapeuten machte, der mit der Aufstellungsmethode explizit für Schwule arbeitete: Klaus Pfaff war Familientherapeut aus Augsburg, dessen segensreiche Arbeit ich im schwulen Tagungshaus „Waldschlösschen“ kennenlernen durfte. Klaus unterlegte das Lösungsbild oft mit Musik – bei mir war es Grönemeyers „Der Weg“: „Wir haben uns verzettelt / Uns verzweifelt geliebt / Wir haben die Wahrheit so gut es ging verbogen / Es war ein Stück vom Himmel / Dass es dich gibt /.... Ich gehe nicht weg / Hab meine Frist verlängert / Neue Zeitreise / unbekannte Welt/ Habe dich sicher in meiner Seele / Trag dich bei mir / Bis der Vorhang fällt.“

Die affektive Verankerung des Lösungsbildes durch die gewählte Musik wirkt immer noch: Noch heute kann ich dieses Lied nicht hören, ohne dass ich die Arme meines „Vaters“ aus der damaligen Aufstellung spüre, die geweinten Tränen, den tiefen Frieden und die noch tiefere Wahrheit dieses lange verleugneten Bedürfnisses aus der Kindheit.

Klaus Pfaff hat mit seinem frühen Tod eine große Lücke im schwul-lesbischen Angebot der „Akademie Waldschlösschen“ hinterlassen. Lange wurde kein Ersatz für ihn gefunden, was auch an seiner charismatischen Ausstrahlung gelegen haben dürfte. Ich freue mich, nun seit fünf Jahren das Vertrauen des Hauses zu erfahren und dort

wieder explizit Aufstellungen für Schwule anbieten zu dürfen. Aber auch hier wird immer wieder die Frage nach Hellinger laut. Immer wieder fange ich hier auch ein Stück weit von vorne an.

Von den eingebrachten Themen her unterscheiden sich die Aufstellungen Homosexueller nur wenig von denen in heterosexuellen Gruppen. Um mit der Begrifflichkeit zu spielen: Oft zeigt sich in den schwulen Gruppen sogar eine sehr heterogene Lebensgestaltung, was zu spannendem Austausch und Reflexion führt, und besonders der Kontakt zwischen Jung und Alt, der in der Szene im Alltag kaum stattfindet, ist in diesen Gruppen eine besondere Bereicherung. Es geht aber ganz stark bei diesem Angebot um den geschützten Raum. Dies wird eigentlich von allen Teilnehmern in den Eröffnungsrunden kommuniziert: dass sie zwar schon lange von der Aufstellungsarbeit wissen, aber sich nie in einer heterosexuellen Gruppe mit ihren Problemen zeigen würden. Und es wird immer wieder betont, wie wichtig es ihnen ist, dass sie mit einem schwulen Coach zu tun haben, der ihre Lebenswelt kennt und dem sie als schwulem Mann per se eine höhere Gabe des Einfühlens und Mitfühlens zutrauen. Witzigerweise greift hier in der eigenen Gruppe ein Vorurteil, das sonst schwulen Männern eher von der Heterowelt entgegengebracht wird: „Schwule Männer sind sensibler, weil sie besser in Kontakt mit ihren weiblichen, fühlenden Anteilen sind.“ Es wäre schön, wenn dem tatsächlich immer so wäre ...

Selbst von den lesbischen Teilnehmerinnen meiner offenen Aufstellungsgruppe in Frankfurt bekam ich dieses Feedback, obwohl im alltäglichen Szeneleben eher viele Vorurteile von Lesben gegenüber Schwulen und vice versa existieren. Die Aufstellungsarbeit, die ich explizit für Lesben *und* Schwule in Räumen der Aids-Hilfe Frankfurt anbiete, erscheint mir eine geradezu ideale Brücke, um den Kontakt zwischen homosexuellen Frauen und Männern herzustellen, weil sie eben die Gemeinsamkeit, das Versöhnliche betont und nicht das, was ausgrenzt; und weil sie das Fühlen als verlässlichen Wegweiser für Entscheidungen in unserem Leben wieder lehrt.

Geschichte und Realitäten schwulen Seins

Denn gerade das Nichtfühlen und die Tendenz, sich im Außen abzulenken und dort tödliche Risiken einzugehen, nimmt momentan in der schwulen Szene wieder einen beängstigenden Raum ein, der meines Erachtens auch ein Ausdruck von Selbstzerstörung ist, das dem tief verwurzelten Gefühl des Abgelehntseins in der Gesellschaft folgt und Hass in Selbsthass verkehrt. Die Nazizeit, die allgemein ihre Schatten in so viele Aufstellungen wirft, ist auch hier noch ganz präsent mit ihren Lehren vom „unwerten Leben“, das vernichtet werden muss. Dies wirkt meines Erachtens in vielen schwulen Biografien noch heute tief und ist auch in Aufstellungen sichtbar. Hierzu muss man sich klarmachen, dass der berüchtigte Schwulen-Paragraf 175 seit 1872 existierte und von den Nazis extrem verschärft wurde. Ab 1935 konnten bis zu zehn Jahren Zuchthaus auf „unzüchtige Handlungen“ verhängt werden. Die meisten schwulen Männer landeten, mit dem „rosa Winkel“ gekennzeichnet, im KZ und rangierten auf der untersten Stufe unter den Mithäftlingen, die sich oft kathartisch an den Drangsalierungen dieser Männer zusätzlich zum Wachpersonal beteiligten. Der Paragraf 175 wurde ohne Ände-

rung (!) von der Bundesrepublik übernommen, schwule KZ-Überlebende blieben damit kriminalisiert und kämpfen teils heute noch um Entschädigung. Nach vorsichtigen Änderungen des Paragraphen 175 von 1871 wurde er erst 1994 endgültig abgeschafft! Auch im ICD-Katalog der WHO war Homosexualität noch bis 1992 als eigene Krankheit erfasst.

Viel ist darüber geschrieben und diskutiert worden, warum sich die HIV-Infektion mit den damals noch meist tödlich verlaufenden Aids-Erkrankungen in den Achtziger- und Neunzigerjahren gerade unter Schwulen so rasant ausbreitete, dass sie im Volksmund schon als „Schwulenpest“ bezeichnet wurde. Ein Ansatz für eine Erklärung liegt systemisch für mich in den oben beschriebenen Tatsachen, in Deutschland durch das Erbe der Nazis noch verschärft. Die systemisch mitlaufende Botschaft „Du gehörst nicht dazu“ wendet sich als Waffe gegen die eigene Lebenskraft.

Und die Botschaft scheint in diesem Umfeld weiterzuwirken: Auch zum jetzigen Zeitpunkt, da eine HIV-Infektion nicht mehr das sichere Todesurteil bedeutet und medikamentös durch die Kombitherapie gut behandelt werden kann, geht die Anzahl der Infektionen nicht zurück, sondern steigt sogar leicht an. Und das nicht nur bei jungen Männern, die nicht mehr die Aids-Angstbilder der Achtziger und Neunziger abgespeichert und daher einen (manchmal zu) lockeren Umgang mit unsafer Sexualität haben, sondern auch bei älteren Schwulen, die des Safer Sex müde geworden sind bzw. durch den medizinischen Fortschritt dazu neigen, das Risiko einer Infektion einzugehen („Eine Pille mehr im Alter, was macht das schon?“).

Eine neue Tendenz (und von den Aids-Hilfen teilweise sogar massiv propagierte Entwicklung, die auch von der Einflussnahme durch Pharmaunternehmen sich nicht immer freisprechen kann) ist, dass die für HIV-Infizierte und ihre Partner entwickelten Kombitherapiepräparate, die (nur bei genauer Handhabung!) das Virus unter die Nachweisgrenze senken und einen Verkehr ohne Kondom möglich werden lassen, von vielen gesunden schwulen Männern inzwischen als Prophylaxe vor dem Verkehr (PREP) genutzt werden, um ungeschützten Sex zu haben. Hiergegen wäre erst einmal nichts zu sagen, wenn nicht gleichzeitig eine gewisse Sorglosigkeit im Umgang mit diesen Medikamenten und mit den Sexualpartnern konstatiert werden müsste. Barebacking (das heißt der Verkehr ohne Kondom, das bislang als beste Ansteckungsverhütung galt), Gruppensexpartys, starker Drogenkonsum sind Tatsachen in einem nicht kleinen Teil der schwulen Szene, die mir alarmierend erscheinen. Der Druck auf sexuell aktive schwule Singles, sich nun für PREP und damit für einen gewaltigen chemischen Eingriff in gesunde Körperfunktionen zu entscheiden, um „frei“ zu sein, wächst in der Szene rasant und aggressiv – vergleichbar mit dem Druck, dem sich damals mit Aufkommen der Pille viele Frauen ausgesetzt sahen. Dass die Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten ebenfalls wieder in überproportionalem Maße zugenommen hat, sei nur am Rande erwähnt.

Es ist bitter für mich, diese Tendenzen als schwuler Coach konstatieren zu müssen und sie noch dazu kaum in der schwulen Szene diskutiert zu finden. Die Angst vor der Stigmatisierung mit den Worten „Spielverderber“ und „Nestbeschmutzer“ ist in

jeder Randgruppe groß, denn der Preis, um in ihr anzukommen, war in vielen Fällen zu hoch, um einen erneuten „Tod durch Ausschluss“ überstehen zu wollen. Daher verwundert es nicht, dass es ebenso schwierig ist (noch dazu unter systemischen Gesichtspunkten), eine Diskussion in der Community zu führen, ob das oben ausgeführte Sexual- und Medikamentenverhalten wirklich so lebenswert und sinnvoll ist und nicht eher von den eigenen tief verborgenen Bedürfnissen und Wahrheiten ablenkt, die zugegebenermaßen schmerzhaft sein können.

Der Zügellosigkeit dieses Teils der schwulen Community steht ein anderer gegenüber, der sich einem mehr als konservativen Anpassungswillen hingibt. Dort ist aber oft ebenso wenig eine Diskussion im systemischen Sinne möglich, zum Beispiel in Bezug auf das Modell „Verpartnerung“, das einem Vorbild nacheifert, das stark von christlichen Werten geprägt ist (und die Kirchen, die immer noch erhebliche Probleme mit Homosexualität haben, wieder verstärkt mitreden lässt in homosexuellen Beziehungen). Noch heikler die Frage, ob Adoption oder die Zeugung eines Kindes mittels Leihmutterschaft oder künstlicher Verfahren wirklich erstrebenswert sind in homosexuellen Partnerschaften. Die (medizinische) Machbarkeit verstellt in weiten Kreisen der homosexuellen Community den Blick auf das menschlich und biografisch Sinnvolle und klammert zum Beispiel eklatant Lebenserfahrungen heterosexueller Paare mit Adoption und Leihmutterschaft aus, die sich in Aufstellungen ja oft als systemisch durchaus schwierig zeigen.

Diese Themen sind zum momentanen Zeitpunkt extrem emotional aufgeladen und dienen vor allem als Argumente zur politischen Durchsetzbarkeit von als überfällig empfundenen Ansprüchen gegenüber Staat und Gesellschaft, als dass andere Meinungen – auch aus den eigenen Reihen – gehört werden dürften.

Ein Ankommen in der Gesellschaft wird durch den Druck und die Ausschließlichkeit, mit denen diese Forderungen auch in öffentlichen Diskussionen vorgebracht werden, aber meines Erachtens häufig nicht beschleunigt, sondern überfordert die Gesellschaft derzeit in hohem Maße und wird nun von nationalistischen Parteien dazu genutzt, wieder Stimmung gegen andersliebende Menschen und von der Norm abweichende Lebensmodelle per se zu machen. Dass es tatsächlich eine Untergruppe „Homosexuelle in der AfD“ gibt, ist für mich dabei ein nahezu unfassbares Paradox, wenn auch systemisch vermutlich durchaus erklärbar. Die in den letzten 50 Jahren erkämpften Freiheiten der LGBTQ-Gemeinde sind durch diese nationalistischen Strömungen in ganz Europa so gefährdet wie noch nie. Andererseits ist es auch verständlich, dass nach 50 Jahren die Community des Stillhaltens und Bettelns in der heterosexuell normierten Gesellschaft müde geworden ist. Und Geschichte lehrt eben auch, dass gesellschaftliche Umbrüche oft auch nur auf massiven Druck hin erfolgt sind.

Denn es muss deutlich gesagt werden: Kaum einer meiner lesbisch, schwulen oder bi liebenden KlientInnen leidet an seiner/ihrer Homosexualität als solcher, sondern zum einen an der eigenen Nichtakzeptanz seiner/ihrer verletzten Anteile, aber vor allem an der unzulänglichen und immer wieder aufs Neue nur mühsam abgetrotzten Akzeptanz in Familie und Gesellschaft!

Von HIV, Coming-out und schwulen Vätern: Fallbeispiele

Die oben beschriebenen Überlegungen zu geschichtlich und gesellschaftlich relevanten Faktoren in Bezug auf eine HIV-Infektion sind natürlich nicht die einzigen systemischen Bedingungen! Ich erinnere mich an einen Fall, wo ein Klient seine HIV-Infektion aufstellte. Das war ein ziemlich großer Schritt für ihn. Zum einen hatte er die Befürchtung, wie viele Klienten, die sich ein Symptom oder eine Krankheit mittels Aufstellung anschauen, dass ihm hier nun etwas äußerst Böses und Todbringendes gegenüber treten würde, das Angst macht und schwächt. Zum anderen ist bei vielen HIV- und Aids-Patienten aber auch ein trotziger Stolz zu beobachten, der die Krankheit nicht loslassen und auf gar keinen Falls Aids als eine Krankheit unter vielen benannt wissen will. Die frühe Negativbesetzung dieser Infektion durch die Gesellschaft (Stichwort „Schwulenpest“) hat bei vielen Infizierten zu einer Umdefinierung der Erkrankung geführt in ein „Hurra – wir leben noch!“, die zum wichtigen Lebensmovers geworden ist. Mir erscheint diese Überlebensstrategie ähnlich dem Ersatz des sterilen Wortes „homosexuell“ durch das einstige Schimpfwort „schwul“, das viele in den Siebzigern plötzlich wie einen Ehrentitel führten und das nun zur gängigen Bezeichnung inner- und außerhalb der Community geworden ist. Ob die dem Urwort innewohnende Verletzung nicht auch wieder dadurch zur Selbstverletzung führt, wäre systemisch im oben genannten Zusammenhang sicher nicht uninteressant zu untersuchen.

Aber auch in dieser speziellen Aufstellung zeigte sich die Infektion, wie so oft bei Symptomaufstellungen, als etwas sehr Wohlwollendes, das nachdrücklich betonte, dass es auf etwas ganz anderes im System hinweist. Der Schlüssel lag hier bei der schwer an Krebs erkrankten Mutter, der alte Satz „Ich trag's für dich“ war ein entlastender Lösungsbeginn.

Ich möchte damit aufzeigen, dass ich es extrem wichtig finde, dass jede Theorie, jeder „systemische Bedingungssatz“ in der konkreten Arbeit mit dem Klienten und der Klientin „vergessen“ werden sollte. Das nimmt auch die – legitime und so oft von Therapeuten und Coachs niedergekämpfte – Angst, mit Menschen zu arbeiten, die ein anderes Erfahrungs- und Lebensfeld haben als der gegenüberstehende Helfer. Zuhören, einlassen, sich in Achtsamkeit und (Vor-)Urteilslosigkeit üben, dem „Phänomenologischen“ in der Aufstellungsarbeit trauen – das scheint mir für unsere Arbeit das Zentrale zu sein – so schön und wichtig die theoretische Auseinandersetzung untereinander ist.

Dies erscheint mir bedeutsam, auch wenn Hellingers „drei systemische Bedingungssätze für Homosexualität“ manchmal passgenau und alle gleichzeitig auf einen Klienten zutreffen: In einer rund ein Jahr zurückliegenden Aufstellung zeigte sich tatsächlich, dass der homosexuelle Klient starke Anteile seines verstorbenen weiblichen Zwillings ins Leben bringen will (gemäß Hellingers erster Bedingung), wie auch durch sein schwules Leben auf das seines versteckt schwul lebenden Onkels hinweist (zweite Bedingung). Vaterlos und als Scheidungskind aufgewachsen, war er außerdem von nahezu ausschließlich weiblichen Bezugspersonen aus zwei Generationen umgeben (dritte Bedingung). Auch das kann und darf also vorkommen.

Abschließend möchte ich mich noch zwei Themenfeldern meiner Arbeit mit gleichgeschlechtlich liebenden Menschen widmen, die ich als wichtig empfinde:

Das sind zum einen die mich und alle Involvierten oft sehr berührenden Aufstellungen mit KlientInnen, die in ihrem Coming-out sind – also der Phase, in der sie zu ihrer Homosexualität in der Öffentlichkeit stehen lernen (und die meist alle Beteiligten in diesen Aufstellungsgruppen so gut kennen).

Es ist dies eine Phase, in der viele Verletzungen passieren und zwei Gegenpole erlebt werden, die dann häufig als (unbewusste) Glaubenssätze das weitere Leben bestimmen: ein trotzig-lautes „Ich kann das alleine“, dem ein sehr zaghaft-trauriges „Ich möchte dazugehören“ gegenübersteht. Die Kontaktaufnahme eines Klienten mit diesen beiden Glaubenssätzen und der Pole untereinander ist in Aufstellungen oft sehr eindrücklich und wird von den KlientInnen als nachhaltig befreiend erlebt.

Auch erste sexuelle Erfahrungen laufen – gerade in der schwulen Szene mit ihren recht harten (männlichen) Regeln, Codes und Fetischen – nicht immer so romantisch-positiv ab, wie ein Teenager sich das erträumen mag und es dem gerade erst auszubildenden schwulen Selbstbewusstsein guttut. Traumata, die stark körperlich abgespeichert werden, können hier die Folge sein. In jedem Fall ist das Coming-out eines Menschen eine hochsensible Phase und häufig biografisch bei den KlientInnen auch noch sehr gut abrufbar in Erlebnissen und Anekdoten.

Viele schaffen dieses erste öffentliche Zu-sich-Stehen in ihrem Freundeskreis leichter als in der eigenen Familie. Oft findet das Coming-out in der Familie daher zu einem späteren Zeitpunkt statt (es gibt Fälle, wo homosexuell liebende Menschen seit Jahren mit einem Partner oder einer Partnerin zusammenleben und der Familie 20 Jahre lang erfolgreich weismachen, dies sei eine reine WG-Beziehung). Wenn dann aber der Zeitpunkt doch gekommen zu sein scheint, sich vor der Familie zu offenbaren, passiert dies oft an Feiertagen, gerne zu Weihnachten, da man es ansonsten ja vermeidet, die Familie zu sehen, um eben nicht auf das eigene Leben angesprochen zu werden. Es kursieren herzerreißend dramatische, manchmal auch unfreiwillig komische Geschichten von alljährlich neu in Tränen erstickenden Müttern, weil das Coming-out ihres Kindes am Weihnachtsfest unterm Baum stattfand – und Gans und Gay nun auf immer miteinander affektiv verwoben sind. Ich warne daher gerne vor solchen Tagen für tiefgreifende Offenbarungen – aber genau an einem solchen 24. Dezember wollte ein 19-jähriger Klient sein Familien-Coming-out nun stattfinden lassen.

Wie so oft, zeigten sich in der vorab durchgeführten und vom Klienten als „Testdurchlauf“ gesehenen Aufstellung die befürchteten Ausgrenzungen und Verdammnis-Szenarien nicht. Im Gegenteil: Der Stellvertreter des Vaters war höchst interessiert am anderen Leben seines Sohnes, die Stellvertreterin der Mutter tröstete lächelnd: „Das weiß ich doch schon längst.“ Mit einer gewissen Ungläubigkeit verabschiedete sich der Klient – um mir zwei Wochen später freudestrahlend zu berichten, dass das Coming-out unterm Weihnachtsbaum haargenau wie in der Aufstellung erfahren abgelaufen sei.

Eine andere Gruppe, die von vielen Homosexuellen leider oft als merkwürdige Grenzgänger bäuget werden, ist die der schwulen Väter. Viele dieser Männer haben ihr Schwulsein erst spät entdeckt oder nur versteckt gelebt, während oder nachdem sie

bereits eine Frau geheiratet und mit ihr Kinder gezeugt hatten. Diese Trennungen laufen nicht immer glimpflich ab, die Verletzungen und Vorwürfe auf beiden Seiten wiegen schwer. Die Verantwortung zu übernehmen, einen „falschen“ Lebensentwurf gelebt und andere für das eigene Versteckspiel mitunter benutzt zu haben, fällt vielen Männern mit spätem Coming-out nicht leicht. Andererseits kann die Frage „Darf ich gehen?“ – gerade wenn Kinder da sind – quälend gegen den neuen Lebensentwurf arbeiten.

Viele dieser Männer sind in derzeit 28 Selbsthilfegruppen deutschlandweit bestens organisiert und vernetzt. Als systemischer Coach begegnet mir aber auch hier die eingangs geschilderte Ablehnung, als „Spielverderber“ wieder den Blick auf das gerade verabschiedete heterosexuelle Leben lenken zu wollen und gar das neue Leben infrage zu stellen. Erst wenn im Familiensystem, besonders im Scheidungsprozess, die Probleme eklatant geworden sind, wird hier eine Hilfe mittels systemischer Aufstellung von Männern angenommen.

Meine Erfahrungen in den letzten fünf Jahren als Aufsteller in der schwulen Szene haben mich gelehrt: Auch schwule Männer pflegen männliche Stereotypen – und nicht nur mittels der momentanen Vollbart- und Holzfällerhemd-Mode. Man findet hier genauso die manchmal fast geschlechtsspezifisch scheinenden Vorurteile gegen alles metaphysisch oder esoterisch Anmutende und gegen alles, was nicht angefasst werden kann und sagt: „So isses!“ Dass gerade dies in der Aufstellungsarbeit überwunden werden kann, weil eben handfest Probleme in Stellvertretungen vor einem stehen, ist oft ein großes Aha-Erlebnis bei vielen Klienten.

Das Sich-fühlen-Lernen, die Achtsamkeit für sich und die gesamte Umwelt schulen, auch und gerade abseits des uniformen Randgruppenzwangs, ist daher ein zentrales Anliegen meiner Arbeit als systemischer Coach. Und so ermuntere ich immer meine KlientInnen aus der LGBTQ-Gemeinde, sich gerade mit ihrem vermeintlichen Anderssein auch überwiegend heterosexuellen Aufstellungsgruppen zuzumuten. Nicht nur, dass ein Sicheinfühlen in Stellvertreterpositionen anders Liebender immer wieder als großer Gewinn fürs eigene Leben und Verstehen des Andersseins in der Abschlussrunde von allen reflektiert wird: Vor allem das ungetrennte Miteinander als stärkendes und zielführendes gesellschaftliches Movens wird in der gemeinsamen Aufstellungsarbeit von hetero- und homosexuellen Menschen als tiefe Wahrheit verstanden. Oder, wie es ein Teilnehmer einmal formulierte: „Wir alle wollen letztendlich gesehen, geliebt und gehalten werden.“



Jochen Bickert
jo-coaching.com